

soll sie schwätzen lassen, pflegte er zu sagen. Und es war nicht wenig, was sich Johann Adam von Anfang an in den Weg stellte. Nicht nur der Neid der Kollegen an der »Hohen Schul«, die ihm mit seinen berühmten Schriften, seinem landesweiten Ansehen und seiner scharfen Zunge nicht das Wasser reichen konnten. Nicht nur die Missgunst, die sein beachtliches Vermögen erregte. Auch die Gunst, die er beim Kurfürsten Maximilian, dem »Vielgeliebten«, genoss, dessen Erzieher er gewesen war, machte es ihm bei seinen Mitbürgern und Kollegen schwer.

Das allein hätte schon ausgereicht, einen Neuankömmling weidlich aus der Fassung zu bringen. Jedoch war all das nichts angesichts der geballten und entschlossenen Feindschaft, die Johann Adam vonseiten der Jesuiten und der Weltgeistlichen entgegenschlug.

Die Jesuiten waren die Macht in Stadt und Land und stellten den weitaus größten Teil der Lehrer an der »Hohen Schul«. Sie waren Johann Adam ein Stachel im Fleische, nicht minder als er ihnen, und der Kampf um die Machtverteilung hatte denn auch gleich mit seiner Ankunft begonnen. Bisher waren die Jesuiten unangreifbar gewesen, jetzt stellte sich ihnen ein intelligenter und wacher Geist entgegen, der entschlossen war, den Ideen der Aufklärung zum Durchbruch zu verhelfen. Die mittelgroße, kräftige Gestalt, das wache Gesicht mit der gesunden Farbe, der volle Mund, der oftmals ironisch zuckte, seine blitzenden Augen – alles signalisierte unübersehbar den Willen des Barons, sich durchzusetzen.

Nur in einem einzigen Punkt erregte Johann Adam nicht den Neid seiner Umgebung und das bezog sich auf die Ehefrau, die er mitgebracht hatte. Seit seiner Würzburger Zeit war er mit ihr verheiratet, dort war sie die Witwe seines Amtsvorgängers gewesen. Die Dame, ein geborenes Fräulein von Weinbach, zeichnete sich weder durch Anmut noch durch ein sanftmütiges Wesen aus, und man sagte, bei jedem anderen als bei Ickstatt würde sie im Hause das Regiment geführt haben. Das Paar war kinderlos und Nachwuchs auch kaum mehr zu erwarten, denn die Baronin und der Baron hatten die 40 bereits überschritten.

Ickstatt ging mit Eifer und großen Plänen an die überfällige Renovierung seines Hauses. Als er die Muttergottesstatue, die sich seit mehr als 100 Jahren in einer Nische im Hausgiebel befunden hatte, herabnehmen ließ, wurden sogleich empörte Stimmen laut, die ihn der Gottlosigkeit bezichtigten. Es ist anzunehmen, dass es seine Absicht gewesen war, die allzeit bereiten

bösen Zungen herauszufordern, um sie dann Lügen strafen zu können. Die Madonna erhielt jedenfalls einen neuen und nicht unwürdigen Platz auf dem Altar der Hauskapelle, die der Baron auf einem inzwischen erworbenen Landgut hatte errichten lassen. Dieser alte Gutshof vor den Toren der Stadt, die »Herrenschwaige« bei Hundszell, in der weitläufigen Auenlandschaft der Donau gelegen, sollte sein »Tusculum«² werden und ihn in seinen freien Stunden dem Gezänk entrücken.

Mit der Marienstatue im Hausgiebel, die so viel Unmut erregt hatte, war aber eine Begebenheit verbunden, eine Unbotmäßigkeit gegen Kirche und Religion, also eine Denkwürdigkeit ganz nach Ickstatt's Geschmack, die er ungerne dem Vergessen anheimfallen lassen wollte. So ließ er am Altartisch ein Bild mit folgender Inschrift anbringen:

Dißes ist die wahre Bildnuß der Allerseelichsten Jungfrau Maria, so bey- nahe 100 Jahr auf dem Gipfel deß so genannten Corolanzischen, nunmehr Baron Ickstättischen Hauses in Ingolstatt gestanden, worauf Anno 1684 ein Oberst--Wacht Maister Nahmens Jakob Hoennig auß dem Kreuz-Wirtshaus geschossen, deßhalben zu München in Fahren-Thurm gebracht, peinlichen inquirirt und hierauf ein armseeliches End genom- men, laut denen bey dem Stattgericht liegenden Original Acten.

Das uralte, noch mittelalterlich strenge »Crollolanza-Haus« wandelte Johann Adam um in eine heitere Residenz mit reich stuckierter Fassade und geräumigen Zimmern, deren herrliche Kamine und kostbare Schnitzarbeiten schnell Aufsehen erregten. Das Haus besaß nun fünf Vollgeschosse, die ein prachtvolles Treppenhaus mit Muscheldekor im neuen Stil miteinander verband, und einen rückseitigen schönen Garten mit Bouschetten und Rosenbäumen.

Es gefiel dem Baron in Ingolstadt, und offensichtlich hatte er vor, hier sein Dasein zu beschließen, denn – kaum waren die Umbaumaßnahmen vollendet – begann er Güter, Wälder und Wiesen zu kaufen, um seinen Grundbesitz abzurunden. Nach drei Jahren besaß er mehr als 40 Tagwerk.

Auch als Geldverleiher größerer Summen tat sich Baron von Ickstatt her-

² Anlehnung an das südöstlich von Rom in den Albaner Bergen gelegene Landhaus Ciceros, sein »Tusculanum«.

vor, was wiederum die Neider anfeuerte und das Misstrauen der Kollegen weiter vertiefte. Erheitert goss Ickstatt noch Öl ins Feuer: »Aber mit dem Geld kann man doch Bücher kaufen«, äußerte er mit geheucheltem Erstaunen, auf die gemäßigte Wissbegier seiner Kollegen anspielend.

Das Thema Bücher war generell ein heißes Eisen: Der neue Direktor der »Hohen Schul« besaß nämlich nicht nur eine Privatbibliothek von über 6000 Bänden, sondern auch eine erkleckliche Anzahl von Büchern, die auf dem Index standen, weil protestantische Autoren sie verfasst hatten – und dies bezog sich sogar auf Wörterbücher!

Über Besitz und Verwendung solcher Bücher wachte die Theologische Fakultät, die als Zensurbehörde für alle Bücher fungierte, die ihren Weg nach Ingolstadt fanden. Und diese Zensur betraf nicht nur Lehrbücher, sondern sogar die private Lektüre der Professoren. Die Theologische Fakultät forderte außerdem vom Kurfürsten einen gesonderten Erlass, dass nur noch katholische, von der Theologischen Fakultät vorzensierte, juristische Lehrbücher Verwendung finden sollten. Da aber platzte Johann Adam der Kragen. Er kündigte öffentlich diesbezüglich sein Veto an und appellierte an den Kurfürsten: Wenn die Lehrfreiheit an katholischen Universitäten fehle und es verboten sei *anderst als mönchisch zu gedenken*, so würde die Universität Ingolstadt in *eine wahre Wüsteney* verwandelt und führe zur Abwanderung der Studenten an protestantische Universitäten. Und *dies besonders der adeligen*, fügte er warnend hinzu. Außerdem habe er *das ganze vernünftig denkende catholische Teutschland* auf seiner Seite. Der Kurfürst möge dem *ärgerlichen Zettergeschrey* der Theologen ein für alle Mal ein Ende machen.

Das von Ickstatt kritisierte »Zeter und Mordio« der Theologen hatte sich nämlich inzwischen sogar von der Kanzel aus über ihn selbst ergossen: der Baron und seine Anhänger seien Lutheraner, verbreitete man im ganzen Land. Und beim Kurfürsten hatte die Theologische Fakultät feierliche Anklage gegen Ickstatt wegen *religionsfeindlicher Tätigkeit* erhoben. Die Lage war ernst.

Der Kurfürst Max stand zwar den Ideen der Aufklärung offen gegenüber, war doch Johann Adam sein Lehrer gewesen, aber der Druck der Geistlichkeit auf ihn war gewaltig. Nun war Ickstatt beileibe kein Lutheraner. Und in Wahrheit konnte er weder mit der katholischen Religion noch mit der Augsburger Konfession etwas anfangen. Er war ein skeptischer Realist,

ein Anhänger Voltaires. Doch wusste er, das klug zu verbergen. Und sein Lieblingsausspruch, mit dem er sich schon manchen Feind gemacht hatte, beleuchtete diese Haltung: *Da mihi decem thalleros, umbra et pulvis sumus.*³ Aber die Lage spitzte sich zu, denn die Jesuiten gingen jetzt aufs Ganze. Sie ließen deutlich merken, dass für eine derartige Einstellung nach wie vor der Scheiterhaufen die gebührende Antwort sei und rieben sich die Hände, wenn sie sich darauf Ickstatt und seine Getreuen vorstellten. Unter den Gefolgsleuten und nächsten Freunden des Barons war Johann Georg Lori seit der gemeinsamen Würzburger Zeit einer der Treuesten. Er hatte an der Seite von Ickstatt schon manchen Strauß für die Reform und gegen die Geistlichkeit ausgefochten, aber die brisante Situation beunruhigte ihn jetzt aufs Höchste. Das *ius naturae und die protestantischen Bücher werden uns bald auf den Scheiterhaufen bringen*, äußerte er bedrückt. Ickstatt hingegen war kämpferisch: *Tu ne cede malis*,⁴ erwiderte er, auch einer seiner Lieblingsaussprüche: *Wir werden es ihnen schon noch zeigen, und dies diem docet!*⁵

Wir müssen unser Schicksal dem Willen des Hofes überlassen, wandte Lori ein. *Credi mihi*⁶, ermutigte ihn der Baron, *der Kurfürst wird ihnen schon den Marsch blasen. Ich kenne ihn, und er kennt die Jesuiten. Dem Stadler hat er ja auch gezeigt, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.*

Die Sache mit dem Jesuiten Stadler, dem ersten Erzieher und Beichtvater des damaligen Kurprinzen, hatte zu großer Erheiterung geführt, ließ sie doch erkennen, welch Geistes Kind der junge Maximilian war und was sich mit seiner Thronbesteigung ändern würde. Der Jesuit hatte nämlich jede Gelegenheit genutzt, seinen Schüler zu gängeln und seine Entscheidungen im Sinne der Kirche zu beeinflussen. *Grundsätze, von der andächtelnden Dummheit erdacht und der heuchlerischen Bosheit zum Verderben des Staates ausgeführt*, wie ein Zeitgenosse es unumwunden ausdrückte. Solcher Anmaßung am Ende überdrüssig, hatte Max den Jesuiten schließlich in einem Rundumschlag all seiner Ämter und Privilegien entsetzt und ihn ohne Weiteres davongejagt. *Nicht eine einzige Nacht mehr in seinen Staaten ver-*

³ Gib mir (lieber) zehn Taler. Wir sind (doch) nur Schatten und Staub!

⁴ Weiche nicht zurück vor den Bösen!

⁵ Kommt Zeit, kommt Rat!

⁶ Glaube mir!

gönnte ihm der junge Fürst damals, erinnerte sich Ickstatt, plötzlich mußte er die bayrischen Lande säubern, ein billiges Opfer seiner eigenen Kabale.

Das war nun über 20 Jahre her, und der Baron von Ickstatt hatte als Erzieher und Lehrer des Kurprinzen Stadlers Stelle eingenommen. Und das war es eben, worauf Johann Adam seine Zuversicht setzte: Die Situation, die sich hier in Ingolstadt für eine freie Forschung und Lehre unerträglich zugespitzt hatte, musste dem Kurfürsten vor Augen geführt werden. Und so nahm Ickstatt denn kein Blatt vor den Mund, als er eine offene und mutige Klageschrift an seinen ehemaligen Lehrer richtete. Darin beschwerte er sich unter anderem darüber, dass gegen ihn in der Pfarrkirche zu St. Moritz *auf der Kanzel solch größliches Lärmen erhoben, als ob die halbe Stadt schon an der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zweifelte.* Er bat den Kurfürsten, ihm den Stadtpfarrer Eckher, *diesen im Kopfe nicht wohlverwahrten Mann vom Leibe zu halten, der seiner hirnlosen Einbildung nach, ihn des einreißenden Luthertums bezichtigt habe.*

Das saß.

Solche Worte gegen Bigotterie und Geistlichkeit waren bisher in Ingolstadt noch nie gehört worden. Die Klerisei wartete alarmiert auf die kurfürstliche Antwort. Sie dauerte. Endlich ließ sich Max, »der Vielgeliebte«, vernehmen: Er stimmte für die Zukunft der Reform und die Jesuiten, die sich schon triumphierend die Hände gerieben hatten, mussten sie wieder zum Gebet falten.

Der Baron verlieh also weiter an seine Studenten, von denen die meisten aus wohlhabenden und »aufgeklärten« Familien kamen, missliebige Literatur. Er vermietete auch einen Teil seines Hauses als Wohnung an seine Studenten, die dann auch mit ihm zusammen speisten. Jeder Professor durfte nämlich so viele Studenten bei sich beherbergen, wie *an seinem Tische Platz finden.* Allerdings hatte dieses Recht eine die öffentliche Moral berücksichtigende Klausel: Es galt nur für solche Professorenhaushalte, in denen sich keine ledigen Töchter befanden. Auch darüber setzte sich Ickstatt souverän hinweg, denn in seinem Hause gab es eine solche, wie noch zu hören sein wird.

Das »Crollolanza-Haus« war sehr geräumig, neben den zwei für Ickstatts Familie reservierten Stockwerken verfügte es noch über weitere drei, demzufolge dürfte auch der Tisch entsprechend lang gewesen sein. Abgesehen

davon, dass das Leben im Ickstatt'schen Palais bei Weitem den üblichen studentischen Unterkünften vorzuziehen war, hatten diese sogenannten Bursen schon seit längerer Zeit an Nachfrage eingebüßt. Dort war es nämlich eng und ungemütlich. Im Winter wurde das Etablissement um sechs Uhr abends abgesperrt, im Sommer bei Sonnenuntergang. Außerdem ließ das Essen zu wünschen übrig und man hatte sich den Anweisungen des »Bursenleiters« zu fügen. Ickstatts Haus dagegen war geräumig und behaglich, ja, elegant, und reich an illustren und interessanten Besuchern. Außerdem war die Küche vorzüglich. Dafür tauschte man gerne die Burse ein ...

Die Studenten des Barons kamen durchwegs aus reichen und adeligen Familien, zahlten kräftig und huldigten den Ideen der Aufklärung. Und gerade mit solchen gut betuchten Studenten durfte es sich das kleine und keineswegs reiche Ingolstadt nicht verscherzen. Davon gibt ein Zeitgenosse eine Vorstellung: *Der Ort ist klein, arm, nicht sehr gesund. Die Bürger, welche unvermögend sind und hauptsächlich von den Studenten leben müssen, schmiegen sich selbst in die Launen ihrer Tischgenossen, nur damit sie mehrere bekommen. Sie sehen den Akademiker gleichsam als einen Raub an, den ihnen der liebe Gott auf drei Jahre zugeworfen hat.*

Es galt also, die Studenten, ganz besonders die wohlhabenden, zufriedenzustellen, damit sie nicht an ausländische Universitäten wie Innsbruck oder Salzburg abwanderten, die fortschrittlich waren und auch einen besseren Ruf genossen. Denn nur Wohlhabende hatten die Möglichkeit, Spezialgenehmigungen zu erlangen, war es doch allen Landeskindern per Gesetz untersagt, außerhalb Bayerns zu studieren.

Ja, Ingolstadt war abhängig von seinen Studenten, weshalb man sich auch hütete, ihre Händel und rohen Sitten zu beanstanden. *Die Universität in Ingolstadt ist ein Sanctuarium der lateinischen Barbarey*, befand ein Zeitgenosse. Tatsächlich war die »Hohe Schul« in Ingolstadt zu der Zeit, als Johann Adam sein Amt als Lehrer und Direktor antrat, wegen ihrer wüsten studentischen Sitten verschrien. Das Nebeneinander von Festung und Universität, von Studenten und Soldaten, war alles andere als förderlich. Händel zwischen den rauf- und trinklustigen Studenten, die nachts die Wirtschaftshäuser bevölkerten, und den Soldaten, die keinen oder nur unregelmäßigen Sold erhielten – zudem sie damals noch keiner Nebenbeschäftigung nachgehen durften – waren an der Tagesordnung. Sie lungerten herum und gerieten sich auch noch mit den Delinquenten in die Haare, die der Einfachheit

halber ins Militär gesteckt wurden. Zudem hatte die Anzahl der immatrikulierten Studenten noch bei Weitem nicht das Vorkriegsniveau erreicht. Der verheerende Krieg, der 30 Jahre lang gewütet und das Land an den Rand der Vernichtung gebracht hatte, war zwar schon seit einem Jahrhundert beendet, doch wirkte sich die Verrohung durch die langen kriegerischen Auseinandersetzungen noch immer auch auf die Sitten der Studierenden aus. Wie aber sollte – auch hierzu scheute Ickstatt nicht, sich öffentlich zu äußern – wie aber sollte an dieser Universität ein anderer Geist einziehen, wenn die Erziehung von Kindern und Jugendlichen seit nahezu 200 Jahren ausschließlich in den Händen der Jesuiten lag, die auch an den Universitäten jede freiere Geisteshaltung, wie sie im protestantischen Deutschland schon Fuß gefasst hatte, unterdrückten?

Gewissermaßen als Ausgleich für solche Beschränkung waren aber an der Alma Mater die überkommenen barbarischen Bräuche und die rohen Sitten der Studenten weiter im Schwange und von der Obrigkeit geduldet, obwohl sie seit Langem dem Ruf und der Frequenz der »Hohen Schul« schadeten. Der alte Brauch der »Disposition«, eine nicht nur folterähnliche, sondern auch noch kostenträchtige Aufnahmezeremonie, der sich Neuimmatrikulierte durch ältere Semester unterziehen mussten, hatte sogar schon Tote gefordert und war bereits durch kurfürstliche Verordnung verboten worden. Dennoch hielt er sich trotzig. Es wunderte niemanden, dass gesittete und wohlhabende Familien ihre Söhne lieber an ausländische Universitäten schickten. Der Baron, als neuer Direktor der Universität, führte sich ein, indem er sogleich alle Bemühungen um die Aufhebung dieses Verbotes vereitelte, und um den frischen Wind, der jetzt blies, zu illustrieren, annullierte er ohne Weiteres einen Teil der zahlreichen »Vakanztage«. Zudem untersagte er den Studenten, sich nach zehn Uhr abends noch in den Wirtshäusern aufzuhalten. Ungehorsame wurden sogleich durch Militärpatrouillen verhaftet.

Es dauerte nicht lange, bis der Aufstand gegen dieses Vorgehen des Direktors losbrach: Die Fenster seines prächtigen, eben fertiggestellten Hauses wurden eingeworfen, und Schmähschriften gegen ihn in der Stadt verteilt. Obwohl der Scharfrichter ein solches Pasquill öffentlich verbrannte, konnten die Täter nicht ermittelt werden. Aber Ickstatts Kampfeslust war keinesfalls gebrochen, nicht einmal, als bald darauf bei der Hauptwache, wo der Galgen stand, ein weißes Blechschild auftauchte mit der Aufschrift: *Ickstatt Erzschem.*

Der neue Direktor blieb Sieger, getreu seinem Wahlspruch: *Tu ne cede malis*, war er doch angetreten, um *die in so merklichen Abfall geratene Universität wieder zu Flor und Ansehen* zu führen. Die Sitten an der Alma Mater begannen sich zu urbanisieren. Lobend schrieben Zeitgenossen, vor Ickstatt und Loris Zeiten hätte man an der Universität zu Ingolstadt das *Wort Disziplin nicht aussprechen dürfen, ohne geprügelt zu werden*.

Zumindest äußerlich war nun in Ingolstadt der Friede zwischen den konservativen Kräften und denen der Reform wieder hergestellt. Ickstatt konnte sich endlich seinem Herzensanliegen zuwenden, nämlich das Bildungsniveau des Landes zu heben, insbesondere das der Landjugend und der einfachen Leute. Er stammte ja selbst aus einfachen Verhältnissen, hatte sich als Autodidakt emporgearbeitet, war aus eigenen Kräften mit berühmten Forschern in Verbindung getreten. Sogar vom großen Isaac Newton soll er Unterweisung genossen haben, erzählte man sich ehrfürchtig.

Wie ernst es dem Baron mit seinem Vorhaben war und wie klar und zutreffend er den Zustand und die Bedürfnisse des Volkes einschätzte, zeigen seine Briefe und Vorträge: *So lange alles zum Lateinlernen und Studiren zugelassen wird, der gemeine Mann sich glücklich schätzt, wenn aus seinem Sohn nur ein Herrle oder Mönche werden kann, wenn ein Drittel der Nation sich zu Raths- und Richterstellen oder anderen Ämtern sich zu verwenden sucht, so lange kann es um Nationalfleiss und Arbeitsamkeit nicht zum besten aussehen; der Zehrstand wird mit Candidaten überhäuft, die der Regent unmöglich alle zu versorgen im Stande ist. Sie sehen sich also genötigt, unter dem verrenirlichen Priesterrock – aus dem so in unserer geheiligten Religion für das grösste Geheimniss gehalten wird – ein Gewerbe zu machen, faule Pflastertreter und zuletzt lateinische Soldaten und studirte Bauern abzugeben*.

Natürlich machte sich Ickstatt auch mit diesem Anliegen der Volksbildung keine Freunde bei der Geistlichkeit. Im 16. Jahrhundert hatte in Bayern schon ein Schulwesen bestanden, das die Jesuiten aber mit Erfolg untergraben hatten. Ihre stupiden Unterrichtsmethoden zu geißeln, gehörte zu den Lieblingsthemen aufgeklärter Zeitgenossen. Erziehung bedeutete in deren Augen eben nicht, den Geist durch mechanisches Auswendiglernen abzustumpfen, sondern ihn durch die Anwendung von Erlerntem zu schärfen. Johann Adam legte dem Kurfürsten seine Pläne vor, in denen er vorgab, was in den Markt- und Stadtschulen, in den Realschulen und in den so-

genannten Gelehrtenschulen unterrichtet werden sollte und knüpfte damit wieder an die vorjesuitische Schultradition an.

Seine Schulreform fand Zustimmung und Bewunderung. Der bayerische Historiker Lorenz Westenrieder äußerte dazu: *So bestimmt und so vollständig, daß im Wesentlichen schwerlich wird Besseres gesagt werden können.* Es war Ickstatt gelungen, seine Wünsche und Pläne als Lehrer, Gelehrter und Rechtsbeistand des Kurfürsten zu verwirklichen. Sein Name wurde weit über die Landesgrenzen hinaus mit Bewunderung, ja mit Ehrfurcht genannt, er war geadelt und Reichsfreiherr und verfügte auch noch über ein beachtliches Vermögen. Nun machte er sich daran, auch seine Nachfolge, sowohl wissenschaftlich wie privat, in wohlüberlegte Bahnen zu lenken. Wie sein Biograf mitteilte, lebte der Baron in kinderloser und *mißvergnügter Ehe*. Allzu viel wird ihm dies nicht ausgemacht haben, befand er sich doch neben seiner Lehrtätigkeit oft auf Forschungsreisen und Beratungsaufenthalten am kurfürstlichen Hof und seine freien Stunden verbrachte er in der Einsamkeit seiner beiden Schwaigen bei Hundszell außerhalb Ingolstadts. Dort las er *die Alten*, denn *er reiste, aß und übernachtete mit den Musen*, wie sein Biograf berichtet. Allerdings gab es einen Aspekt in Ickstats Leben, der noch der Klärung bedurfte und das war sein Nachfolger an der Universität, der die Ideen und Werte der Reform sichern und weiterführen sollte. Dazu bedurfte es einer Person, die nicht nur über die nötige akademische Eignung verfügte, sondern auch die unerschütterliche Überzeugung in Bezug auf die Ideen der Aufklärung mit ihm teilte. Es überraschte niemanden, dass Johann Adam von Ickstatt auch hier längst vorgesorgt hatte, war doch sein umsichtiges Werk, sich aus Verwandten und Getreuen eine starke, einflussreiche Hausmacht zu errichten, bereits in seiner Würzburger Zeit auf Protest gestoßen. Auch die Wahl seiner Ehefrau, der Witwe seines dortigen Amtsvorgängers, war Teil dieses Planes gewesen.

In Ingolstadt aber krönte der Baron seine diesbezüglichen Bestrebungen und gab damit all denen Recht, die ihm schon seit Langem »Nepotismus« unterstellten. Drei Brüder seiner Frau ließ Ickstatt bereits durch Max III. in den Reichsritterstand erheben und mehreren Mitgliedern der Familie Weinbach verschaffte er nach und nach Professorenstellen an der Universität, sowie deren Töchtern Ehemänner. Einen seiner Neffen, Peter Ickstatt, hatte der Baron wie einen Sohn erziehen und studieren lassen. Dieser sollte sein Nachfolger an der Universität werden. Peter zeigte sich bald als ausgezeich-

meter Jurist und hatte soeben unter Ickstatt's Fittichen mit Auszeichnung an der »Hohen Schul« promoviert. Doch Peter brauchte auch eine Frau und eine Familie.

Schon bald nach seiner Ankunft in Ingolstadt hatte Johann Adam eine neugeborene Nichte seiner Frau an Kindes statt zu sich in sein neues prächtiges Palais genommen. Die oberfränkischen Weinbachs waren mit Kindern derart reich gesegnet, dass man schon eher von einer Plage sprechen konnte. Die kleine Maria Franzisca hatte noch zwölf Geschwister.

Das kleine Mädchen muss dem Baron von Anfang an als außerordentlich vielversprechend erschienen sein, besaß doch schon die Dreijährige so viel Intelligenz und Wissbegier, dass ihr Oheim sie von seinem Kollegen, dem älteren Weishaupt, in Naturlehre unterweisen ließ. Davon werden wir Franzisca später noch erzählen hören.

Johann Adam von Ickstatt muss sie innig geliebt haben, er nannte sie nur *seine Fanny*, wie sein Biograf berichtet *und er verwandte so viel Erziehungssorgfalt auf sie, daß sie nun eine Zierde ihres Geschlechts ist*. Diese »Zierde« sollte bald von sich reden machen ...

Johann Adam bestimmte Maria Franzisca und Peter Ickstatt, die einander von klein auf kannten, zu künftigen Ehegatten. Damit war nun alles, was sich der Baron gewünscht und vorgenommen hatte, erreicht: die »Hohe Schul« war den Idealen der Aufklärung geöffnet, sie würde unter Peter Ickstatt als neuem Direktor weiter in seinem Sinne wirken. Das Haus und die Ländereien waren in der Obhut der Familie und der Baron konnte nun aufbrechen nach München, wo ihn sein ehemaliger Schüler und Förderer, der Kurfürst, als seinen ständigen Berater in staatsrechtlichen Belangen erwartete.

Johann Adam ging nicht ungerne fort aus Ingolstadt, wo er 20 Jahre lang unermüdlich gewirkt und alles zum Besseren gewendet hatte. Nur um sein »Tusculum« war es ihm leid, die »Herrenschwaige«, und die wunderbaren Stunden der Einsamkeit, die er da zugebracht hatte. Nur begleitet vom friedlich weidenden Vieh war er in der endlos scheinenden flachen Landschaft mit dem Buch in der Hand auf und ab gewandert, immer in dem beglückenden Bewusstsein, weit und breit keine Seele zu erblicken. Solche Stunden, das wusste er, würde er in der Münchner Residenzstadt vermissen.